



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Visitationsreise unsere Würdigen Mutter Generaloberin



Mutter M. Tertula, unsere Reiseberichterstatterin

Photo: Archiv

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Der 15. Juni brachte uns ein freudiges Wiedersehen mit unsern Schwestern in Mariahilf. Der Weg dorthin führte uns durch unbekannte Auen; deshalb verirrtten wir uns gewaltig. Mutter Provinzialin und unser schwarzer Chauffeur gingen auf die Suche nach dem rechten Weg. Würdige Mutter und meine Wenigkeit hüteten das Fahrzeug. Weit und breit war kein Lebewesen zu sehen. Nach geraumer Zeit überkam uns eine große Besorgnis wegen unserer beiden Kundschafter, die in einem Tale verschwunden waren. Wir spähten und spähten. Auf einmal sahen wir sie zu unserer großen Freude keuchend den Berg heraufkommen. Nun hatten sie den richtigen Weg ausfindig gemacht. Schleunigst traten wir den Rückweg an und erreichten noch bei Tageshelle unser vielgesuchtes Mariahilf. Der hochwürdige Pater Missionar hatte zuerst unsere Ankunft wahrgenommen. Er begrüßte uns schon beim Einfahrtstor der Missionsstation. Unsere drei Schwestern, die hier tätig sind, waren auch bald zur Stelle, und man freute sich gegenseitig über das frohe Wiedersehen. Nach einem kurzen Besuch im nahen Missionskirchlein gingen wir zum Schwesternhäuschen, wo die kleine Familie glücklich beisammenwohnt. Die Fußböden sind mit großen, holprigen Steinen gepflastert. — Wir

besichtigten die Missionsstation, die aus mehreren kleineren Lehm- und Blechhäuschen besteht, die der Ausübung des Missionsbetriebes dienen. An einem Lehmhäuschen angekommen, erklärte uns Schwester Oberin, daß hier die Büsserinnen wohnen. Es sind solche Frauen und Mädchen, die ihre Vergehen sühnen wollen und dafür einen Monat lang auf der Missionsstation unentgeltlich arbeiten. Der Bußeifer ist oft so groß, daß sie aus freien Stücken kommen und um Arbeit bitten. Der Missions- und Seeleneifer des 67jährigen Missionars spornt auch seine Pflegebefohlenen an; am Sonntag kommt er oft erst um 3— $\frac{1}{2}$ 4 Uhr zum Mittagstisch.

Am Fronleichnamfest ist das Kirchlein viel, viel zu klein. Fenster und Türen stehen offen, damit die Gläubigen, die draußen stehen, dem Gottesdienst in etwa folgen können. An diesem Tage ist ein zweiter Priester anwesend, der bei der Prozession das Allerheiligste trägt, während der sehr musikalische Missionar selbst mit seiner Trompete vor dem Baldachin einhergeht, gleichwie David vor der Bundeslade, und das Lob Gottes in die weite Welt hinausschmettert. Am Schlusse der Prozession, wenn dann alle Schäflein in und um das Kirch-



Missionsstation Mariahilf (Photo: Archiv)

lein versammelt sind, begleitet der ehrwürdige Priesterkreis, an der Kommunionbank stehend, mit seinen mächtigen Trompetentönen, vereint mit dem Glockengeläute und Schellengeklänge, das feierliche Te Deum. Müssen da nicht die Herzen mitgerissen werden und unwillkürlich höher schlagen? Soll man sich da noch wundern, wenn die guten Leute sich nicht dazu entschließen können, den Heimweg anzutreten? Unwillkürlich steigt in einem der Wunsch auf, das arme kleine Kirchlein, mit seinem holperigen Steinboden, in ein geräumiges, würdiges Gotteshaus umwandeln zu können. Leider kann dies für uns nur ein frommer Wunsch bleiben, dessen Ausführung wir edlen Wohltätern überlassen müssen. Möge der liebe Gott solche erwecken! —

Nun traten wir unsere Reise nach Otting an. Hier überraschten wir unsere lieben Schwestern tatsächlich; denn wir waren dort erst für Juli angemeldet. Trotzdem waren wir herzlich willkommen; es war nur die eine Sorge, daß die Vorbereitungen für den Empfang der Würdigen Mutter noch nicht alle getroffen waren. Nach dem Mittagstisch erschienen die beiden Lehrerinnen mit ihrer Schuljugend und brachten ihre Willkommensgrüße dar. Ein schwarzer Lehrer und eine eingeborene Kandidatin, welche unsere Schwestern in den Unterrichts- und Erziehungsarbeiten unterstützen, waren auch zugegen und leiteten das kleine Festspiel. Die Kinder waren voller Freude und Seligkeit, besonders darüber, daß Würdige Mutter ihnen persönlich etwas Süßes in das schwarze Händchen drückte. Später sagten sie zur Schwester Lehrerin: „Wenn du uns Sweets gibst, läßt du sie immer durch ein Kind ausgeben, die große Mutter von Europa hat uns aber alles selbst ausgeteilt!“ Schwester Sebastiana war ganz überrascht über das zarte, feine Empfinden ihrer Zöglinge. Es sind deren 146 in Otting. Die beiden Lehrschwestern sind mehr als 60 Jahre alt. Die Schule ist aber in solch tadelloser Ordnung, daß Herr Schulinspektor sagte: „Für mich sind die Schwestern 51 Jahre!“ Die Schwester Lehrerin ließ einen Aufsatz machen über diesen Festtag. Ein Kind schreibt wie folgt:

„Donnerstag ist uns ein lieber Tag gewesen, denn wir sahen die große Mutter von Europa, die unsere Schwestern besuchte. Wir sangen und spielten bis 2 Uhr, das war so angenehm und erfreulich, denn wir gingen erst um 2 Uhr zur Arbeit. Sonst müssen wir schon um 1 Uhr gehen. Dann hat die große Mutter von Europa Sweets und Medaillen ausgeteilt mit einem Herz voll Freude, was man an ihren Augen sehen konnte. Die große Mutter muß ungefähr so sein, wie die große heilige Theresia, von der wir unlängst im Geschichtebuch gelernt haben. Selbe hat beinahe auch ein solches Gesicht auf der Photographie, besonders die Augen, wie die große Mutter von Europa. Die

Sweets haben wir freilich schnell gegessen; aber wenn wir nur der Großen Mutter noch sagen könnten, doch recht für uns Mädchen zu beten, weil wir später ein hartes Leben durchmachen müssen. Wir würden uns sehr freuen, mit der großen Mutter im Himmel wieder zusammenzukommen.“ — — — Die guten Kinder wissen, daß sie keiner rosigen Zukunft entgegengehen, und daß das Leben im heimatlichen Kraal, in der Umgebung von heidnischen Verwandten und Angehörigen mit vielen Gefahren für ihr Seelenheil verbunden ist. Und doch, die Gnade ist mächtig, und oft wunderbar in ihrer Wirkung.

Die Christengemeinde von Otting zählt ungefähr 3 500 Seelen. Die Missionskirche faßt die Herde nicht mehr; deshalb baute der Missionar zwei Seitenkapellen an, so daß sie jetzt eine schöne Kreuzkirche bildet. — Er muß auch auf fünf Außenstationen noch Gottesdienst halten, weil die Gläubigen zu weit auseinander wohnen.

Nicht weit von Otting ist das Mutterhaus der schwarzen Brüder, St. Joseph genannt. Dort ist der hochwürdige Pater Mansuet, der Bruder unserer verstorbenen Mutter Hilaria und der Schwester Anakleta, die in St. Michael's ist, Novizenmeister. Ein Franziskanerbruder macht den Schaffner. Wir machten dort einen kurzen Besuch, worüber sich der über 70jährige ehrwürdige Priestergreis recht freute. Eine gute Viertelstunde Autofahrt brachte uns zu der Missionsstation, die vom hochw. Pater Faulhaber und von schwarzen Schwestern betreut wird. Eigentlich wollten wir da nicht hingehen, weil unsere Zeit knapp bemessen war. Die Freude des hochwürdigen Herrn, sowie der guten Schwestern war groß. „D,“ sagte der Herr, „wie lange habe ich nicht mehr Deutsch gehört und meine Muttersprache gesprochen.“ Das Missionswerk ist hier äußerst schwierig wegen der vielen Winkel und Schluchten, wo sich die Kraale der Eingeborenen befinden.

Die schwarze Oberin machte einen sehr guten Eindruck. In recht bescheidener Weise sagte sie: „Ich kann Ihnen nur einen einfachen Tee anbieten.“ — Es braucht noch Jahrzehnte, bis die eingeborenen Brüder und Schwestern, die sehr gute Drdensleute sind, ihre Sache selbständig verwalten können.

Die Zeit mahnte zur Rückkehr nach Otting, und wir nahmen Abschied; aber als die Schulkinder dies merkten, stürmte die ganze Schar hinaus zum Auto. Mit Mühe und Not gelang es dem Chauffeur, die lärmenden Kinder so weit zu entfernen, daß kein Unglück geschehen konnte. Wir nahmen eine kranke Schwester mit und brachten sie in unser Sanatorium in Tzopo. Von da ging die Reise nach St. Michael. In aller Frühe wurde aufgebrochen und unser Fahrzeug störte mit seinem Getöse die weihewolle Morgenstille.



Missionsstation Otting (Photo: Archiv)

Gegen Mittag erreichten wir diese Missionsstation, zur größten Freude der Schwestern, die schon vier Tage vergebens auf uns gewartet hatten. Es wurde deshalb sofort festgelegt, daß wir nun auch vier Tage bleiben müßten. — St. Michael wurde schon im Jahre 1856 von den Oblatenpatres gegründet und im Jahre 1890 von den Mariannahiller Missionaren übernommen. Dieser Missionsposten hat zehn Außenstationen. Hier haben immer viele Zauberer gelebt, alles unsicher gemacht und die Missionierung sehr erschwert. Die Gegend ist unfruchtbar. Auf den Hügeln und Bergabhängen wächst zwischen den Felsen etwas Gestrüpp und Aloe. Die unzähligen roten Aloeblüten geben dem Ganzen ein romantisches Aussehen. — Die Bienen sind hier sehr fleißig bei der Arbeit, sie tragen den Honig sogar zum Friedhofskreuz und füllen den hohlen Korpus mit ihrer süßen Last. Sobald die Schwestern dieses bemerkten, legten sie ihnen das Handwerk, und stopften die Nagellöcher, durch die die fleißigen Tierchen ihren Eingang nahmen, fest zu.

In einer Talmulde liegt ein fruchtbarer Garten, der mit unendlicher Mühe von den ersten Pionieren angelegt worden ist. Die Station ist nicht in der Lage, eine größere Anzahl Schulkinder zu ernähren.

Einen lustigen Zwischenfall, den unser Besuch verursachte, kann ich nicht verschweigen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft der großen Mutter aus Europa verbreitet. Sofort waren auch einige alte Frauen da, um sie zu begrüßen, in der Meinung, es sei unsere gute Mutter Paula, die sie von früher noch gut gekannt hatten. Als nun die Provinzialin die große Mutter von Europa vorstellte, konnten sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Die Mutigste von allen ergriff das Wort und machte ihren Freundinnen klar, welche hohe Stelle die große Mutter aus Europa einnimmt. Sie erklärte, daß ihre 70 Jahre alte Oberin ihre Mutter sei, die Provinzialin sei ihre Großmutter und die Generaloberin die Urgroßmutter. Wir mußten herzlich lachen, und die enttäuschten Gesichter klärten sich durch unsere Heiterkeit wieder auf.

Wie überall, so schlug auch hier die Abschiedsstunde; aber einen Tag früher, als bestimmt war; und unser Auto steuerte nach Himmelberg. Auf das altbekannte Signal unsers schwarzen Chauffeurs waren die Schwestern gleich zur Stelle. Wie überall, so gab es auch hier ein endloses Fragen nach allen Bekannten in Europa. Die Schulkinder freuten sich, in der Begrüßung ihre Künste zeigen zu dürfen. Am gelungensten waren die beiden kleinen Betschwesterchen, von denen wir in der vorigen Nummer erzählt haben. Zur allgemeinen Freude sagten sie bei unserer Begrüßung in Deutsch folgendes Sprüchlein:



Missionsstation St. Michael (Photo: Archiv)

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Mutter, du sollst glücklich sein!“

Die schwarzen Franziskanerinnen, die von unsern Schwestern zum Ordensstande herangebildet werden, haben hier ihr Mutterhaus. Es ist ein einfacher, geräumiger Bau, der fünf Minuten vom eigentlichen Missionsbetrieb entfernt liegt. Auch sie kamen herbei, uns zu begrüßen, und sangen unter anderm Willkommenliedchen in deutscher Sprache, dreimal das deutsche „Lebe hoch!“ Bei der Besichtigung der Missionsstation trafen wir den alten Bruder Zacharias, der früher in Rhodessa mit einem Leoparden in einen Zweikampf gekommen war. Er zeigte uns die großen Narben und seine verkrüppelten Hände, die ihm als Erinnerungszeichen geblieben waren. — Wohlgemut schieden wir von Himmelberg, wo sich unsere alten Schwestern so verdient gemacht haben. Wir steuerten Mariannahill zu. Links und rechts Berge, Hügel und Täler, alles in frischem Grün!

Die mehr als zweistündige Autofahrt führte uns durch großartige Zuckerrohrpflanzungen. Das Zuckerrohr kann erst nach drei Jahren geerntet werden. Die mehr als mannhohen Stengel werden abgemacht, die Blätter abgebrannt und dann in den Fabriken verarbeitet. Wenn ein Feld abgeerntet ist, werden alle Überbleibsel dem Feuer übergeben, um so den Boden für eine neue Pflanzung zu düngen. Es werden tiefe Furchen gezogen, ähnlich wie bei unsern Spargelfeldern. Die unübersehbaren Zuckerrohrfelder gehören europäischen und indischen Farmern.

Unser Weg führte uns an Umzinto, einem indischen Städtchen, vorbei. Wir besuchten die Missionarinnen Mariens. Der Konvent zählt nur zehn Schwestern, aus fünf oder sechs Nationen. Sie begrüßten uns mit einer Herzlichkeit, die uns überraschte. Eine der Schwestern kniet immer tief verschleiert vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut und hält Anbetung. So verbringen sie den Tag in Gebet und Arbeit für die Mission.

Sie machten uns auf den Göztempel der Indier aufmerksam und erzählten uns, daß sie zu gewissen Zeiten ihre Hühner besonders hüten müßten; die Indier stehlen dieselben nämlich für ihr Gözenopfer. — Nach einem kleinen Stündchen fuhren wir wieder ab, wir wollten Mariannahill doch rechtzeitig erreichen. Unterwegs mußten wir noch einmal kurz halten und sahen auf einmal, wie uns ein paar große Löwenaugen entgegenleuchteten. Aber wir und auch der Löwe waren in Sicherheit. Elefanten grasten ruhig am Wegesrand. Ein Kamel lag angebunden da, so daß wir im ersten Moment glaubten, es sei tot. Es war aber nicht so!

Einen herrlichen Anblick bot die Mündung des großen Um-
kumass in den Indischen Ozean. Überhaupt ließ diese Reise
uns einen tiefen Einblick tun in die herrliche Schöpfung Gottes!

O du schöne, weite Welt,
Mit deinem blauen Himmelszelt
Und den Bergen, Tälern, Auen,
Herrlich sind sie anzuschauen.
Anbetend sink in deine Knie;
Denn ein Mensch erschuf dies nie!...

Bemerkung: Aus Versehen ist ein Teil der vorhergehenden Reisebe-
richte erst jetzt in die Hände der Schriftleitung gekommen. Um nun den
Faden der letzten laufenden Berichte nicht zu unterbrechen, bringen wir
die vorhergehenden in besonderen Mitteilungen der folgenden Hefte.

Die Schriftleitung.

5

Die Macht des Rosenkranzes Von Schw. M. Engelberta

S heute scheinen die Täubchen, die um mich herum-
schwirren und oft von mir gefüttert werden, neu-
gierig fragen zu wollen, was ich denn so lange zu
schreiben habe; denn schon weit über ein Stündchen
sitze ich da und schreibe an einer gar merkwürdigen
Geschichte. „An einer Geschichte?“ höre ich da meine geehrten
Leser fragen. „Geschichten hören wir alle gern, zumal solche
aus dem afrikanischen Missionsleben!“ — Nun, das trifft
sich gut! Gerade an einer solchen habe ich geschrieben, wußte
aber nicht recht, wie ich alles fein klar und deutlich zu Papier
bringen sollte. Da ist es wohl besser, ich lege die Feder weg
und erzähle euch alles frischweg, so wie ich es aus dem Munde
unseres alten Piwane, eines Neubekehrten in Centocow, wo
ich damals weilte, gehört habe.

Piwane, oder Gerard, wie er mit seinem christlichen Namen
hieß, war einer der ältesten Männer unserer Mission. Er war
früher eine stattliche Erscheinung, breitschulterig und hoch ge-
wachsen, eine wahre Hünengestalt. Zur Zeit, wo er mir alles
erzählte, ging er ziemlich gebeugt einher, und sein Angesicht
war voll tiefer, schwarzer Runzeln, die in eigentümlichem
Kontrast zu seinen schneeweißen Haaren standen. Sein genaues
Alter konnte wohl niemand angeben, doch mag er nicht mehr
allzuweit von seinem 90. Lebensjahre gewesen sein: Ein alter
Zulu; im Jahre 1909 ist das Taufwasser über sein Silberhaar
geflossen.

Ich begegnete ihm auf dem Wege zur Tagesschule. Wir
waren allein, und bald entwickelte sich zwischen uns beiden ein
eifriges Gespräch; hatte ich doch ein Thema angeschnitten, das